

Hubermoser's Kriegslist.

Humoreske von Reinhold Ortman.

Als pensionierter Rechnungsrat und als ein Mann von einigem Vermögen hatte Herr Egidius Hubermoser das allerbegehrteste und glücklichste Leben führen können, zumal er sich einer ausgezeichneten Gesundheit und einer geradezu musterhaften Lebensgefährtin erfreute, die noch heute, nach beinahe dreißigjähriger, kinderloser Ehe in demütiger Bewunderung zu der überragenden Geistesgröße ihres Gatten aufblühte. Während der beiden ersten Jahre seines wohlverdienten Ruhestandes hatte Herr Hubermoser denn auch nicht den mindesten Anlaß gehabt, sich über irgend welche feindselige Tüde des Schicksals zu beklagen. Es war einer der schönsten Tage seines Lebens gewesen, als er den Kassen seines Amtes und dem oft ingrinnig verwichenen Käse der Stadt hatte entweichen können, um die reizende Wohnung im Billerwärtel zu beziehen, die ein gesegneter Zufall ihm hatte finden lassen. Denn es war das Ideal einer Wohnung für ruhebedürftige Menschen, darin mußte man sich bedingungslos begeben. Eine zweistöckige Villa inmitten eines großen Gartens — ohne alle fremde Nachbarschaft und ohne andere Mitbewohner als zwei still und zurückgezogene lebende Damen: die hochbejahrte Hausbesitzerin und ihre ebenfalls schon in das Schwabenalter eingetretene Tochter, deren Keuschen von vornherein jede Befürchtung einer möglichen Verheiratung und ihrer üblichen Konsequenzen auszuschließen schien. Einzigartig war Herr Hubermoser von seiner Entdeckung gewesen, daß er darauf bestanden hatte, einen Miethscontract abzuschließen, der während der nächsten zehn Jahre weder von der Vermieterin noch von dem glücklichen Mieter aufgekündigt werden konnte. Und volle sechsundzwanzig Monate lang hatte er keinen Grund gehabt, es zu bereuen. Rein häuslicher Laut aus der Nachbarschaft drang in die friedliche Stille seines Heims und die beiden Damen über ihm schienen ein beinahe schattenhaftes Dasein zu führen. Sie hatten die nicht hoch genug zu preisende Gewohnheit, in Fischsuppen einzuzuwandeln, und sie hielten sich weder einen klaffenden Hund, noch einen schmetternden Kanarienvogel. Herr Hubermoser konnte seine Patience legen und seine Detektivromane lesen, ohne daß seine Nerven dabei durch irgend welche unermuteten Geräusche irritiert wurden, und nichts als das gelegentliche Summen einer Fliege beeinträchtigte das wonnige Behagen seines Mittagschlummeres. So war es sechsundzwanzig Monate hindurch; dann aber wurde es mit einem Schlage anders, ach, ganz anders. Der stille Haushalt der beiden Damen erfuhr eine Vermehrung durch die Ankunft einer Verwondeten, einer jungen Deutsch-Amerikanerin, die in der abfälligen und verdammenswerthen Absicht nach Deutschland gekommen war, hier ihre geangenehme Ausbildung zu vollenden. Herr Hubermoser glaubte minutenlang, das Opfer einer gräßlichen Sinnestäuschung zu sein, als er eines Morgens um die neunte Stunde aus dem süßesten Morgenschlaf durch eine helle weibliche Stimme aufgestört wurde, die in unablässiger, immer gleichen Auf und Nieder Tonleitern klang. Aber nur zu bald mußte er inne werden, daß es nicht Einbildung, sondern schredliche Wirklichkeit war, was er da erlebte. Denn auf die Tonleitern folgten Sollegien und Kollekturübungen, die nach Herrn Hubermoser's glaubhafter Versicherung einen kleinen Hund hätten um den Bescheid bringen können. Und das ging in kurzen, von angstvoller Erregung ausgefüllten Zwischenräumen während des ganzen Vormittags fort, um mitten in der Stille des unglücklichen Rechnungsrahmens mit augenblicklich frischen Kräften auf's Neue zu beginnen. Keine Feder ist im Stande, den Gemüthszustand zu schildern, in dem Herr Hubermoser durch diese unerwartete Veränderung verlegt wurde. Und da er sein Leben lang nicht zu den Leuten gehört hatte, die sich widerstandslos hingebend lassen, entließ er noch am nämlichen Abend seinen gerechten Zorn in einem an die Hausbesitzerin gerichteten Briefe, der mit der kategorischen Aufforderung schloß, für die unerbittliche und immerwährende Einstellung des „haarsträubenden Geheles und Gewinns“ zu sorgen, widrigenfalls die Polizei und die Gerichte ein nachdrückliches Wortchen mit sprechen würden. Die Antwort der alten Dame ließ nicht auf sich warten. Sie bestand in der kurzen, unmissigen Erklärung, daß sie in ihrem Hause thun und lassen könne, was ihr gefiele, sofern es nicht durch die bestehenden Gesetze verboten sei, und daß sie sich alle weiteren unpassenden Zuschriften auf das Entschiedenste verbiten müsse. Damit war zwischen dem oberen und unteren Stockwerk offener Befund sich entzweielt im Nachtheil, denn es hatte als Ermahnung auf die verbeizenden Tonsalzen, die da oben unablässig abgefertigt wurden, nur ohnmächtige Flüche und Vermuthungen, die wohl das Ohr der armen Frau Hubermoser, nie aber dasjenige erreichte,

ten, für das sie bestimmt waren. Die Polizei lehnte jede Einmischung ab, der von Herrn Hubermoser befragte Rechtsanwalt widerrieth mit Entschiedenheit, einem aussichtslosen Prozeß, und dem geheimen Rechnungsrahmens nichts anderes übrig zu bleiben, als hoffnungslose Ergebung. Solche Resignation aber entsprach seiner Sinnesart nicht. Er pflegte von sich zu sagen, daß er einen eisernen Kopf habe und daß er noch immer an sein Ziel gekommen sei, wenn nicht auf dem geraden, sondern auf dem krummen Wege. Als er erkannte, daß mit Gewaltmitteln nichts auszurichten sei, sann er auf eine erlaubte Kriegslist, und grimmig lächelnd wies er seiner Gattin eines Morgens ein Insekt im General-Anzeiger, das da lautete:

„Seltene Gelegenheit für Musikschüler. In reizender Villa wird von gebildetem Ehepaar ein elegant möblirtes Zimmer unter den günstigsten Bedingungen, eventuell umsonst, an einen Studierenden der Musik (Klavier oder Violine) abgegeben, sofern derselbe sein eigenes Instrument mitbringt und sich zu fleißigem Leben verpflichtet. Näheres zu erfragen in der Expedition dieses Blattes.“

„Das müssen wahrhaftig Leute mit starken Nerven und sonderbare Heilige sein,“ sagte Frau Hubermoser topfschüttelnd. Und das Strickzeug entglitt ihren vom Entsetzen gelähmten Händen, als darauf aus dem Munde ihres Herrn und Gebieters die Antwort kam:

„Die sonderbaren Heiligen, meine liebe Amalie — das sind wir beide, Du und ich. Denn die Annonce ist von mir. Wenn ihnen auf andere Art nicht beisutommen ist, müssen wir die da eben mit ihren eigenen Waffen aus dem Felde schlagen. Wenn ihr vom Morgen bis zum Abend einer was vorgeht oder vorstumpert, wird sich die Heulsuse wohl oder übel verziehen müssen.“

„Aber, Egidius — wie, um des Himmelswillen, sollen denn wir das aushalten?“

„Für ein paar Wochen muß es eben ertragen werden. Und sobald wir die Amerikanerin weggegrullt haben, fliegt unser Musikinstrument natürlich hinterher.“

Frau Hubermoser war seit dreißig Jahren gewöhnt, sich der besten Einsicht ihres Mannes zu fügen, und sie verzichtete darum auch jedesmal auf jeden weiteren Widerspruch. Die Kriegslist des Herrn Hubermoser aber schien in der That die Eingabe einer sehr glücklichen Stunde gewesen zu sein: denn noch im Verlauf des Tages erschien ein Bewerber um das angebotene, elegante möblirte Zimmer, von dem man sich nach der gewünschten Richtung hin schon einiges versprechen konnte — ein sehr hübscher, dunkelhaariger Herr, von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, mit fein geschnittenem, energischem Gesicht und richtigen Pianistenhänden. Er trat gar nicht übermäßig bescheiden auf, stellte sich kurz als Manfred Bergschmidt vor und erklärte, nachdem er das Zimmer besichtigt hatte, daß er keinerlei besondere Veranlassung hinsichtlich des Miethspreises beinbrachte, sondern im Gegentheil bereit sei, einen sehr anständigen Zins zu zahlen, sofern man sich verpflichte, ihn auf mindestens sechs Monate aufzunehmen.

„Aber ich mache Sie ausdrücklich darauf aufmerksam,“ fügte er hinzu, „daß ich täglich wenigstens acht Stunden übe und mich für diese Uebungen an keine Tageszeit binden lasse. Ueberlegen Sie sich das vorher, denn auf nachträgliche Reklamationen oder Beschwerden würde ich unter keinen Umständen reagieren.“

Die bedungenen sechs Monate entsprachen nun zwar keineswegs den Absichten des Herrn Hubermoser, aber die in Aussicht gestellten acht Uebungsstunden pro Tag ließen seine Bedenten verkommen. Schließlich konnte es doch nicht allschwer sein, den Mieter wieder los zu werden, nachdem er seine Schuldbiligkeit als homöopathisches Mittel gethan hatte. So kam der auf Verlangen des Pianisten schriftlich abgeschlossene Vertrag zustande, und am folgenden Morgen hielt Herr Manfred Bergschmidt mit einem prachtvollen Blüthensträußchen seinen Einzug in die Villa. Schon der erste Tag lieferte den vollständigen Beweis, daß er hinsichtlich seines Fleißes nicht zu viel versprochen hatte. Zehn geschlagene Stunden hindurch sah der dunkelhaarige Künstler vor seinem Instrument, und noch lange, nachdem er aufgehört hatte, klang und dröhnte es in Herrn Hubermoser's Ohren, wie wenn eine ganze Regimentskapelle unter den Fenstern seines Schlafzimmers ihre Weisen ertönen ließe. Es war eine harte Prüfung für seine Nerven gewesen, aber er hatte sie freudigen Gemüthes ertragen, denn während des ganzen Tages war droben im oberen Stockwerk nicht ein einziger Ton laut geworden, und er malte sich mit innigem Behagen im Geiste die niederschmetternde Wirkung aus, die seine geniale Kriegslist da oben ausgeübt haben mochte.

Schon um 7 Uhr Morgens wackten ihn aufs neue die klirrenden Läufe

und Passagen seines unermüdblichen Miethers. Verdrücklich brummend zog er die Decke über die Ohren; denn so hatte er's ja eigentlich nicht gemeint. Die Sängerin droben hatte doch wenigstens niemals vor 9 Uhr angefangen, und bis dahin hätte sich immerhin auch der verwünschte Tasterpauper, wie er ihn heute schon titulirte, gedulden können. Eine Stunde und noch eine verging unter ununterbrochenem Klaviergebröhl — dann, Herr Hubermoser horchte hoch auf, klangen silberhell die ersten Uebungen der jungen Amerikanerin durch die Decke herab. Der Rechnungsrahms rief sich die Hände. Das konnte ja einen ergötzlichen Wettkampf geben! Aber was war denn das? Der Flügel war plötzlich verstummt und die weibliche Stimme, die nach dem Empfinden des Rechnungsrahms heute einen besonders triumphirenden, ja geradezu höhnischen Klang hatte, behauptete Viertelstunde um Viertelstunde unbestritten das Feld. Da konnte er unmöglich länger den unthätigen Zuhörer machen. Mühsam seine Erregung meißelnd, klopfte er an die Zimmerthür seines Miethers. Der sah noch immer vor dem Flügel, den schwarzgelochten Kopf gebantenverloren in die Hand geklopft, und seine Erwiderung auf Herrn Hubermoser's Gruß hatte einen gar nicht sehr freundlichen Klang.

„Ich wollte mich nur erkundigen, Herr Bergschmidt, ob Ihnen nicht ganz wohl sei, da Sie so plötzlich aufgehört haben zu spielen?“

„Nicht wohl — wie so?“ — Halten Sie mich denn für einen Barbaren, der sich und andere um den Genuß bringen könnte, einer so herrlichen, so unergleichlichen Stimme zu lauschen?“

„Was — was? — Ist das Ihr Ernst? — Herrlich sagen Sie — unvergleichlich! — Niederdonnern, tobtmachen sollen Sie sie mit Ihrem Klavierfaktum — das war es doch, was ich von Ihnen erwartete.“

„Was Sie von mir erwartet haben, ist mir höchst gleichgültig, mein Herr! Jedemfalls können Sie sicher sein, daß ich keine Taste anrühren werde, so lange die Dame da oben mir die Freude bereitet, zu singen. Ich hole mein Pensum schon noch nach, wenn ich auch bis längs nach Mitternacht spielen sollte.“

Herr Hubermoser stand erstarrt.

„Was sagen Sie da? — Sie wollen anfangen, wenn die da oben aufgehört hat? — Und bis nach Mitternacht wollen Sie? — Herr, das ist — das ist ja beinahe Betrug!“

Mit gebieterischer Geste deutete Manfred Bergschmidt auf die Thür.

„Hinaus!“

„Sie wollen mich hinauswerfen — in meinem Hause? — Auf der Stelle scheeren Sie sich mit Ihrem Hölleninstrument dahin, woher Sie gekommen sind!“

„Das Zimmer, das ich von Ihnen gemietet habe, ist laut Kontrakt für sechs Monate un kündbar, und laut Kontrakt kann ich täglich acht Stunden üben, ohne an irgend eine bestimmte Zeit des Tages oder der Nacht gebunden zu sein. Lassen Sie sich das gefälligst ein für alle Mal gesagt sein, Herr Meierhuber oder wie Sie sonst heißen mögen! — Und nun sehen Sie sich freundlichst die Thür ein bißchen von draußen an. Ich habe keine Lust, mich durch Sie noch länger in einem erlesenen Genuße stören zu lassen.“

Schwer nach Athem ringend verließ Herr Hubermoser das Gemach, das schönste der Wohnung; denn es gehörte ja zu seiner Kriegslist, daß der Pianist das unmittelbar unter dem Musiksalon der Hausbesitzerin liegende Zimmer erhalten mußte. Noch hegte er eine schwache, eine ganz schwache Hoffnung, daß es dem schredlichen Menschen doch vielleicht nicht Ernst sei mit seiner Drohung. Aber die Thatfachen belehrten ihn eines andern. Jedemal, wenn Miß Beders oben eine Pause machte, fing Bergschmidt an zu spielen. Und es bedeutete für Herrn Hubermoser's mühselndes Gemüth keinen Unterschied, daß es nicht mehr Läufe und Passagen, sondern richtige Musikstücke waren, die unter seinen kunstgeübten Fingern hervorquollen. Bis in den späten Abend hinein ging es so in lieblicher Abwechslung fort: Gesang und Klavierpiel — Klavierpiel und Gesang. Am nächsten Morgen aber stand der Rechnungsrahms im feierlichen Bratenrod droben vor den drei Damen, um die Besitzerin der Villa in beweglichen, beinahe demüthigen Worten zu beschwören, daß sie gegen seinen ruhestörenden Miethers, dem gegenüber er selber vollkommen machtlos sei, von ihrem Hausrecht Gebrauch machen möge. Aber die alte Dame schüttelte den Kopf, und Miß Beders, die junge Amerikanerin, die übrigens Herr Hubermoser selbst unter anderen Umständen für ein reizendes Mädchen erklärt haben würde, sagte mit einem lustigen, silbernen Lachen:

„Aber ich bitte Sie, mein Herr — wir werden uns doch nicht selbst um das Vergnügen bringen, einem so virtuoson Spiel zuzuhören. Uns wür-

de es nicht zu viel werden, wenn der Herr auch noch länger am Flügel säße.“

Da gab Herr Hubermoser den Feldzug verloren. Und vierundzwanzig Stunden später verließ er mit seinem gramgebeugten Weibe das Haus, um in irgend einem stillen Winkel den Ablauf der sechs Monate abzuwarten, die Manfred Bergschmidt — wie er noch einmal kategorisch erklärt hatte — unter allen Umständen abzuwohnen entschlossen war.

Doch es sollte wiederum anders kommen. Vierzehn Tage später empfing der Rechnungsrahms ein Schreiben des Pianisten, darin ihm dieser mittheilte, daß das gemietete Zimmer nach sechs Wochen wieder zu seiner Verfügung stehe. Denn an diesem Zeitpunkt gedachte er mit dem Fräulein Beders aus Philadelphia Hochzeit zu machen und eine eigene Wohnung im Innern der Stadt zu beziehen.

Mit einem solchen Lächeln reichte Herr Hubermoser seiner Gattin das Schreiben.

„Nun? — Was sagst Du jetzt zu meiner Kriegslist, Amalie? — Habe ich Dir nicht versprochen, daß wir sie beide auf einmal los werden würden?“

Und bewundernd blickte Frau Amalie, nachdem sie gelesen, zu ihrem Gatten auf.

„Wahrhaftig, Egidius — Du hast nicht bloß einen eisernen, sondern auch einen erfinderschen Kopf! — Daß es so ausgehen würde, all' meine Lebstage hät' ich mir's nicht träumen lassen!“

Das Grauen.

Skizze von Adolf Starf.

Kennen Sie das Gefühl, für welches die deutsche Sprache das so charakteristische Wort „Grauen“ geprägt hat? Nein, Furcht ist es nicht, auch nicht Entsetzen; von beiden hat es etwas an sich, aber es ist unendlich schredlicher. So, als ob uns das Mart in den Knochen geföre, das Blut in den Adern stode, als ob unsere Nerven gebend und gespannt würden wie der Körper eines Verbrechers auf der Folterbank, als ob unser Denken sich auflösen werde in grausames Erwarten, peinigende Spannung und wesenlose Angst. Doch das alles sind nur Worte, Worte, die das Grauen in seiner ganzen Furchtbarkeit nicht beschreiben können. Es läßt sich überhaupt nicht schildern, es läßt sich nur fühlen.

Einmal habe ich es kennen gelernt in meinem Leben, das Grauen, ein einzigesmal.

Es ist durchaus keine Geistesgeschichte, die ich Ihnen erzählen will, wenigstens keine im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Alle die nöthigen Requisiten des Gespensterpulses fehlen: Eine zerfallene Ritterburg mit gewölbten halenden Gängen, eine dunkle Sturmnacht, Kettenklirren und Söhnen. Nichts von alledem ist dabei.

Mittag war es, ein heller, warmer, sonnenbeschülter Mittag im Walde. Die Mäuden tanzten in der Luft, Schmetterlinge gaukelten von Blüthe zu Blüthe, große rothbraune Ameisen mühten sich, schwere Lasten in ihr Nest zu schleppen, von fern her klang das unermüdbliche eintönige Klopfen des fleißigen Spechts, in dessen Arbeit der Fluß des Taugenichts Rudud hineinrang, wie der Spott und Hohn eines Spitzhüben, der auf anderer Leute Kosten lebt und sich zum Dante noch über sie lustig macht.

Seit früh Morgens waren wir schon vom Schlosse aufgebrochen, Baron Köhrens, mein Gahgeher, und ich selbst. Mit den Fintzen über den Rücken waren wir hinausgezogen in den Wald, um zu jagen, aber noch hatten wir keinen Schuß abgegeben. Ich persönlich finde offen gesagt an der Jagd kein besonderes Vergnügen, der Baron war heute verträumt und in Erinnerungen verfunken; seine Schweigsamkeit stand sonderbar ab von der sonstigen Lustigkeit, die er sonst zur Schau zu tragen pflegte. Toll und übermüthig nannte ihn die ganze Gesellschaft, nur einige, die ein feineres Ohr hatten — und zu denen zählte auch ich mich — hörten zuweilen den falschen Ton heraus. Aber auch nur zuweilen.

Eigentlich war meine Bekanntschaft mit Köhrens ziemlich oberflächlicher Natur; es hatte mich darum anfangs ein wenig gewundert, als er mich eingeladen hatte, ihn auf sein Schloß zu begleiten, und ich hatte auch anfangs abgelehnt, schließlich aber doch nachgegeben, benommen durch seine insändrige Bitte, aus der eine mir unersäglich Angst herausklang.

Uebrigens war Köhrens ganz offen gegen mich. Er erzählte mir, daß er seinen Besitz noch nie betreten habe, seit er nach dem Tode seines Bruders ihm gehöre. Ihm grause vor dem Schlosse, vor dem Walde, vor der ganzen Gegend. Aber der Prinz habe den Wunsch geäußert, kommende Woche auf Schloß Köhrens zu jagen und natürlich konnte der Hausherr dem künftigen Landesherren den Wunsch nicht versagen. Um alles Nöthige anzubereiten, mußte er sofort abreißen, aber Niemand konnte sich dazu entschließen,

ihn zu begleiten. In der Residenz begann gerade das größte sportliche Ereigniß des ganzen Landes, das Pferderennen, und seiner der Klubbrüder hatte Lust, dies zu veräumen, um so mehr, als ohnehin alle entschlossen waren, an den Jagden zu Ehren des Erbprinzen theilzunehmen. Da aber Köhrens, wie gesagt, absolut nicht allein reisen wollte, wandte er sich zuletzt an mich, von dem er wußte, daß ich mir aus dem Rennen nur wenig mache.

Uebrigens kannte ich die Ursachen, warum Köhrens seinen stattlichen Besitz abgepflegt, war auch zu meinen Ohren gedungen. Der ältere Bruder Köhrens, der damalige Majoratsbesitzer, war drei Tage vor der beabsichtigten Verheiratung todt im Walde aufgefunden worden, mit durchschossener Brust. Die Braut hatte den Schleier genommen. Der Thäter war nie entdeckt worden.

Daß unter solchen Umständen Köhrens sich auf dem Schlosse nicht behaglich fühlte, fand ich ganz natürlich. Er hatte mich gebeten, das Schlafzimmer mit ihm zu theilen, und ich willfahrte gerne seinem Wunsche. Uebrigens schielte er nicht viel in diesen Tagen. Meist fand ich am Morgen sein Bett noch unberührt, ihn selbst im Lehnstuhl sitzend, die Lichte noch brennend, trotzdem die Sonne schon hell durch die Scheiben fiel.

Noch mehr aber als vor dem Schlosse selbst schien ihm vor dem Walde zu grauen. Er hatte dem Förster schon vor unserer Ankunft schriftlich die nöthigen Weisungen für die bevorstehende Jagd gegeben und der Mann drängte darauf, daß sein Herr die getroffenen Anordnungen prüfe. Aber von Tag zu Tag schob Köhrens dies Geschäft hinaus, bis das nicht länger ging, denn für den anderen Tag war die Ankunft des Erbprinzen angefragt.

Dies war der Grund, warum wir am besagten hellen Mittag durch den Wald schritten, dem Orte des Jagd-Rendezvous zu, wo wir mit dem Förster zusammentreffen sollten. Ich kannte den Weg nicht und überließ mich darum ganz der Führung meines Gahgebers.

Hatte er bis jetzt den Wald gemieden, so schienen heute, wo er ihn betreten mußte, die Bäume eine magische Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Das Rendezvous mit dem Förster war erst für Mittag vereinbart, aber schon am frühen Morgen drängte Köhrens zum Aufbruch, um vor dem großen Schlächten, wie er die morgige Treibjagd benannte, ein wenig zu zwei zu jagen. Im Walde selbst aber überkam ihn ein auffällige Unrast, die ihn von Ort zu Ort trieb, ohne daß er mir Zeit ließ, auch nur zum Schusse zu kommen. Ich ahnte, was in seiner Seele vorging, und da meine Jagdleidenschaft durchaus nicht gar so groß ist, ein Spaziergang im Walde vielmehr mir daselbst Vergnügen bereitet, so überließ ich ihn seinen Gedanken. Stundenlang waren wir umhergeschritten, ohne nur ein Wort mit einander zu sprechen. Der Mittag nahte, die Zeit, wo wir den Förster treffen sollten, aber Köhrens schien ganz auf den Zed unseres Ausfluges vergessen zu haben.

Plötzlich gewahrte mein Auge zwischen den Fichtenzämmen hindurch den hellen Schimmer einer Lichtung und am jenseitigen Ende derselben sah ich den Förster stehen. Er hatte uns den Rücken zugekehrt, offenbar erwartete er unser Kommen nicht von dieser Seite.

„Dort steht der Förster,“ sagte ich, Köhrens am Arme fassend, um ihn aus seiner Verfunkenheit zu erwecken. „Kommen Sie einige Schritte über diese Lichtung und wir sind dort.“

Er fuhr wie aus tiefem Traume hervor und starrte auf sich. Dann nahmen seine Züge einen Ausdruck von unsagbar ernstem Entsetzen an und zusammenfassend rief er: „Wo sind wir hier? Wie kommen wir an diesen Ort?“

„Sie selbst haben mich hergeführt,“ gab ich zur Antwort. „Ich zweifelte allerdings, daß wir auf dem richtigen Wege wären, aber ich wollte Sie in Ihren Gedanken nicht stören. Doch jetzt kommen Sie, der Förster wartet.“

Er stand da und starrte zwischen den Baumstämmen hindurch nach der Lichtung, auf der nichts wuchs als niedriges Himbergesträuch, umringt von gelben Butterblumen und Tausendschön. Das letztere überzog dertartig, daß ganze Strecken in hellem strahlenden Weiß erglänzten.

Köhrens hatte meine Antwort offenbar gar nicht gehört. Seine weit geöffneten Augen, deren große, schwarze Sterne, unnatürlich erweitert, abgrundtiefen dunklen Löchern glichen, wanderten hin und her zwischen den Baumstämmen vor uns und zwischen irgend einem Punkt auf der weichen glänzenden Fläche da draußen. Meine Anwesenheit schien er ganz vergessen zu haben, schien überhaupt nichts zu sehen, als jene zwei Punkte, die nur ihm untersehbar waren und zwischen denen sein Blick hin und her pendelte.

Und dann begann er zu sprechen. Niemals in meinem Leben, weder vorher noch nachher, habe ich einen solchen Klang einer Menschenstimme gehört. Ihn zu beschreiben bin ich außerstande. Aber wenn die Zunge eines Toten sprechen könnte, von einem geheimen Zauber in Bewegung gesetzt, während der übrige Körper längst erloschen ist, sie müßte in solchen Tönen sprechen. Was er sagte, verstand ich nicht. Es war ein Lallen, unartikulirte Töne, scheinbar wahllos aneinander gereiht. Aber ich wußte, wie mir dabei ein Schauer über den Rücken lief.

Plötzlich blieben die Augen Köhrens an jenem Punkte draussen auf der weiten Lichtung haften und wurden noch größer, unnatürlich weit. Er streckte die Hände vor sich, als wolle er etwas abnehmen, was herantam. Sein Mund blieb halb offen stehen, unsagbares Entsetzen prägte sich in seinen Zügen aus.

Und jetzt hob auch der Jagdhund, der uns begleitet hatte und ruhig im Grase zu unseren Füßen lag, den Kopf empor, dann sprang er auf, krümmte den Rücken, seine Haare sträubten sich, er stieß ein dumpfes Anrurren aus und langsam, zögernd, mit dem Bauche fast den Boden berührend, kroch er nach rückwärts, gleich seinem Herrn hinaus in den Sonnenschein starrend, und suchte Dedung hinter unserem Rücken.

Mittag war es, heller Mittag. Vor uns blühende Blumen und Sonnenschein, um uns Vogelsingen und Insektenwirren. Und doch fühlte ich, wie es auch mich ergrieff, etwas Schredliches, Unsagbares, Furchterliches, — das Grauen.

Und plötzlich wandte ich mich zur Flucht, ohne zu wissen warum, ohne zu wissen wohin, zur wilden kopflosen Flucht, hinein in den Waldesdickichten, fort, nur fort. Und hinter mir jagte mit großen Sägen der Hund, dumpf knurrend, die Zunge weit vorgestreckt.

Ich stieß mich an den Bäumen blutig, die Sträucher rissen mir die Kleidung in Fetzen vom Leibe, aber ich ruhte nicht eher, bis tief drinnen im Walde die Lichtung sammt Köhrens meinem Blicke entzweunden war. Dann erst blieb ich stehen.

Ich kam zur Besinnung; was bedeutete das, was war mit mir geschehen? Ich begann mich vor mir selbst zu schämen. Was würde Köhrens denken? Zögernd wandte ich meine Schritte.

Da trachte draussen in der Gegend, aus der ich gekommen, ein Schuß und gleich darauf ein zweiter. Der Bann war gebrochen, beflügelt Schritte eilte ich dem Plage zu, den ich vor kurzem in toller Flucht verlassen. Der Hund sprang in großen Sägen mir voraus.

Als ich hinkam, fand ich den Förster bereits dort vor, neben der Leiche Köhrens' knieend. Er hatte aus der Ferne den ganzen Vorgang mit angesehen. Erst hatte der Baron das Gewehr an die Wade gerissen und in die Luft hinausgeschossen, als wollte er etwas treffen, was sich von dort nahe, dann hatte er den zweiten Lauf gegen die eigene Brust abgefeuert.

Man sprach viel über diesen Selbstmord. Alte Gerüchte wurden wieder lebendig, von Brüdern, die ein Mädchen lieben, und wie der Verstmählte den andern ermordet. Die Wahrheit wird man wohl nie erfahren.

Damals hab ich das Grauen kennen gelernt.

Wahres Geschickten.

Eine Frau hat ihren Mann, der mit einem Raufsch nach Hause kam, grün und blau geschlagen. Später meint der kleine Alois, der Zeuge des Kampfes: „Gelt, Bata, jetzt bist Du a Ritter?“

„Dumma Bua,“ brummte der halb Ernüchterte, „i a Ritter?“

„Na ja,“ meinte der Spröbling, „weißt Du jetzt Deiner Dam' ihre Farb'n traght!“

Abwechslung.

Rentier Lehmann (im Gebirge): „Scheußliches Wech! Nun hat man zwei Stunden getlettert und sieht immer noch nichts. Regnet's denn hier bei Euch im Gebirge immer?“

Gaisbub: „Immer net — manchmal schneit's aa!“

Gebüß.

Gastwirth: „Sie melden sich für den Posten als Hausdiener? Ja, sagen Sie mal, können Sie gegebenenfalls denn auch einen renitenten Gast zum Restaurant hinauswerfen?“

Diener: „D ja, ich war doch mehrere Jahre Diener bei einem verschuldeten Grafen!“

Unter guten Freunden.

Frau A.: „Denken Sie sich, vierzehn Tage nach unserer Hochzeit gewann mein Mann fünftausend Mark in der Lotterie!“

Fräulein B.: „Hast Du aber Glück! Wenn er die nun vierzehn Tage vor der Hochzeit gewonnen hätte?“

Ein Unterchied.

Richter: „Wenn sich der Fremde einen harmlosen Spah erlaubt, so brauchen Sie deshalb doch nicht grob zu werden.“

Wirth: „Dös bin i a net wor'n, ich hab' n bloß' 'ausg'vorfn!“